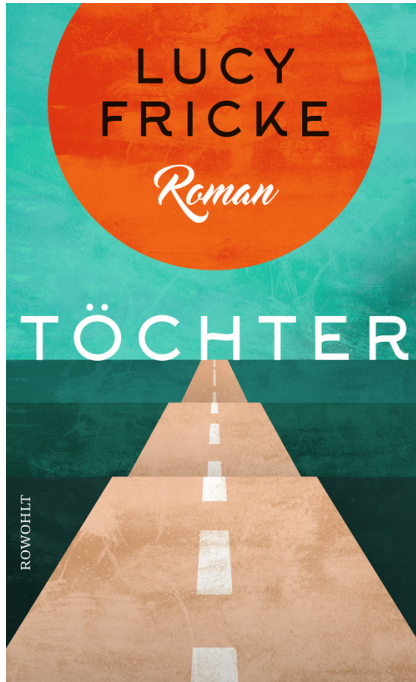


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-02007-1

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Lucy Fricke

Töchter

Roman

Rowohlt

Die Autorin dankt
der Kanzlei für kulturelle Angelegenheiten des Berliner
Senats,
der Deutschen Akademie Rom, Casa Baldi,
dem Ledig House, New York,
für die Unterstützung.
Ein besonderer Dank gilt Matthias Teiting.

1. Auflage März 2018
Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Satz aus der Haarlemmer
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 498 02007 1

Inhalt

Das Auge Gottes

Alles geregelt

Dann wollen wir mal

Das Leben ist auch kein Spaß

Ein Grab in Bellegra

Frauen, die aus Autos steigen

Abschied von den Vätern

Quellenangabe

Danksagung

Das Auge Gottes

Seit drei Tagen saß ich hier schon fest. Nachts fegten die Ratten durch die Gassen, tags stapelten sich die Touristen am Trevi-Brunnen. Vor den Museen die Wachen mit Maschinenpistolen, im Untergrund Bahnhöfe, in deren Finsternis ich den Dreck nur riechen konnte, und für den Vatikan sollte ich mich online anmelden.

Übernachtet hatte ich im Babylon, einem Hotel der untersten Kategorie, in dem ausschließlich Koreaner schufteten. Vielleicht lag es daran, dass ich nie nach Rom gewollt hatte, aber ich verliebte mich sofort. Schon immer hatte ich eine leise Verehrung für Orte und Menschen empfunden, die stolz vor sich hingammelten, die so sehr um ihre Schönheit wussten, dass die Welt ihnen den Buckel runterrutschen konnte. Eine desolante Diva war die Stadt, vollkommen versifft, nur ihre Kirchen hielt sie sauber, während draußen die Tauben jedes Weltkulturerbe zukackten.

Ich hatte hier nur umsteigen wollen. Vom Flughafen bis ans Ende des U-Bahn-Netzes, nach Anagnina, und von dort mit dem Bus weiter in dieses Städtchen in den Bergen, wo es jemanden gab, den ich seit zehn Jahren besuchen wollte. Er wusste davon nichts, es wäre ihm egal gewesen, er war längst tot. Auch von Toten musste man sich allerdings verabschieden, besonders von den Toten, und leider war es so, dass ich an diesem Mann auf ungute Weise hing, ihn nahezu vergötterte. So etwas konnte irgendwann zu einem Problem werden, wie eigentlich alles irgendwann zu einem Problem werden konnte, besonders die Liebe, besonders die Männer.

Also hatte ich mich auf den Weg gemacht, nach zehn Jahren konnte man sich so langsam auf den Weg machen, hatte ich gedacht, und jetzt saß ich hier fest. Ich hatte am Tag meiner Ankunft am Busbahnhof gestanden, hatte Men-

schen einsteigen sehen in dieses Gefährt, das sie *Pullman* nannten, das immer zu spät zu kommen schien, seit Jahrzehnten auf den Straßen unterwegs war, ein Gefährt, in dem die hintersten Sitzreihen fehlten und die Scheibenwischer auch. Doch war ich schon auf der Ladefläche eines Pick-ups tagelang durch einen Dschungel gekarrt worden, hatte im wahrsten Sinne windige Propellermaschinen bestiegen und auf dem Sozius eines Motorrads gesessen, dessen Fahrer gerade den geilsten LSD-Trip seines Lebens hatte, wie er mir während der Fahrt, mit einem langen Blick in meine Augen, versicherte. Angst gehörte nicht zu meinen hervorstechendsten Eigenschaften. Warum gelang es mir dann nicht, die Stadt zu verlassen? War ich träge, stoisch oder einfach nur feige, wenn es darum ging, Realitäten zu akzeptieren, Wahrheiten, die mir ganz und gar nicht passten? Den Tod dieses Mannes?

Das fragte ich mich, als ich jetzt in die Kuppel des Pantheons starrte, mitten hinein in das Loch, in den grauen Himmel über Rom, in das Auge Gottes. Ein paar Meter weiter hatte sich ein pinkfarbener Luftballon verfangen, einer von denen, die in diesen Tagen stadtweit vor jeder Filiale von *Victoria's Secret* verteilt wurden. Da hing also eine verdammte Dessous-Werbung in der Kuppel vom Pantheon und tanzte bei jedem Luftzug ein wenig näher Richtung Ausstieg, Richtung Freiheit. Hunderte von Degenerierten taten nichts anderes, als dieses Schauspiel zu betrachten, alle Augen auf den pinkfarbenen Ballon, auf ihren Telefonen aktivierten sie die Videofunktion, und als er endlich hinausschwebte in den römischen Himmel, begann das Volk zu klatschen und zu jubeln, als wäre der Messias erschienen.

Während es in meiner Tasche vibrierte, erklang über die Lautsprecher ein strenges *Ruhe bitte* in vier Sprachen. Ich ging trotzdem ran, und am anderen Ende meldete sich Martha.

«Wo bist du?», fragte sie.

Ich blickte zur Kuppel hinauf, als müsste ich mich selbst noch einmal überzeugen, bevor ich sagte: «Im Pantheon bin ich.»

«Du telefonierst in einer Kirche?»

«Das ist keine Kirche, das ist die gewaltigste Touristenhölle auf Erden. Hier kannst du keinen Schritt gehen, ich komme hier sowieso nicht raus.»

«Versuche es bitte», hörte ich Martha leise sagen. «Ich wäre gern kurz mit dir allein, irgendwo in Ruhe.»

«Ich bin in Rom, hier gibt es kein allein», sagte ich, während ich versuchte, einen Weg durch die Massen zu finden.

«Was machst du denn in Rom?»

«Nichts, ich dachte bloß, das muss man auch mal gesehen haben.»

«Du wirst immer sonderbarer.»

«Zumindest werden mit dem Alter meine Krisen kultivierter», antwortete ich. «Eigentlich haben wir inzwischen eine richtig gute Zeit zusammen, meine Krise und ich.»

Ich ging vorbei an der größten Tür, die ich in meinem gesamten Leben gesehen hatte. Eine Höhe von sechs Metern hatte sie mindestens, dazu war sie aus Bronze. Wenn der Himmel solche Türen hatte, käme ich da nie rein.

«Bist du noch dran, Martha?»

Was folgte, war ein *Ja*, so gefährlich dünn, wie ich es nicht kannte von ihr, in diesem *Ja* steckte etwas so Unheilvolles, dass ich nicht für eine Sekunde zögerte. Ich stellte keine Fragen, wir kannten uns lang genug, um zu wissen, wann die andere kurz vorm Zusammenbrechen stand. Martha würde am Telefon anfangen zu weinen, und an Telefonen zu weinen, das war noch schlimmer, als allein auf den Rückbänken von Taxis zu weinen. Am Telefon kannst du niemanden festhalten, eine Stimme ist kaum mehr als ein kleiner Finger. Ich würde zurückfahren, sofort.

Als ich auflegte, schiss mir eine Taube auf den Kopf. Dass das kein Glück versprach, wusste ich inzwischen.

Alles geregelt

Ich hatte den allerersten Flug genommen, die Nacht war so kurz gewesen, dass es sie im Grunde gar nicht gegeben hatte, und nun zog ich an einem Montagmorgen gegen halb zehn meinen Koffer über die Warschauer Brücke, wo die Party gerade vorbei war. Die Gäste lagen jetzt im Bett, im Erbrochenen oder tanzten noch in irgendeinem Club. Ich zog vorbei an geleerten Sektflaschen, zerschlagenen Bierern und einem vergessenen Verstärker. Scherben knackten unter den Rollen meines Koffers. Hinter der nächsten Ecke, direkt neben der Großbaustelle, lag meine Wohnung. Das Treppenhaus roch wie ein ausgelaufener Getränke Keller, die Stille, die hier herrschte, war Taubheit. Das Haus hatte sich seiner feierwütigen Umgebung angepasst. Wenn man in diesem Lärm überleben wollte, brauchte man ein Haus in der Provinz oder einen Job im Ausland. Wollte man die Miete noch bezahlen, empfahl es sich, bei jeder Gelegenheit die Räume unterzuvermieten, an Menschen aus trübere Ländern, die sich dann benahmten, wie sie es zu Hause niemals gewagt hätten. Wir wohnten durcheinander, wohnten unten und oben bei den Nachbarn, schliefen auf den Sofas, während in unserer eigenen Wohnung die Partytouristen aufs Parkett pinkelten.

Ich finanzierte mich, indem ich aus der Stadt verschwand. Brauchte ich Geld, fuhr ich weg, in Gegenden, die billiger waren als diese, und davon gab es jede Menge. *Töte den Investor in dir*, hatte ich neulich auf einer Kreuzberger Hauswand gelesen und darauf laut und deutlich gepfiffen. Ich lebte schon so lang in diesem Viertel, ich hatte das Gefühl, dass mir ein Stück vom Kuchen zustand, dass ich im Grunde selbst der Kuchen war. Ich verkaufte meine Heimat für 80 Euro die Nacht, die meisten taten das.

Und an den Donnerstagen standen wir mit unserem Coffee to go auf der Demo, um den Gemüseladen vor der Verdrängung zu retten, wenn nicht gleich den gesamten Kiez, zusammen mit Zugereisten, die sich Leinenbeutel umhängten, auf die einer mit Siebdruck Protestslogans gepresst hatte, und dann kamen noch Künstler aus Charlottenburg und Prenzlauer Berg, um Solidarität zu zeigen, ein paar Texte, ein paar Songs gegen die steigenden Mieten und den Ausverkauf, und wieder stieg die Nachfrage auf Airbnb um zwanzig Prozent. Die Touristen kauften die Taschen und trugen sie später durch New York, Barcelona oder Niederbayern. Gemüse kaufte niemand.

Das Gesicht in meinem Spiegel sah genauso alt aus, wie es war, knapp über vierzig. Inzwischen blieben in der Sonne die Falten weiß. Als hätte ich mir das Gesicht von innen zertrümmert. Schön war ich immer nur in der Vergangenheit. Das Alter kam über Nacht, und es kam immer wieder. Früher war ich gewachsen im Traum, und bald würde ich schrumpfen im Schlaf. Es würde der Tag kommen, an dem ich kleiner erwachte. Bis ich verschwand. Manchmal fragte ich mich, wie ich die Zeit bis dahin überstehen sollte. Und jeden Tag mehr Haare im Gesicht.

Der Junge aus Spanien hatte neben meine Kloschlüssel gebrochen, die Lautstärke der Stereoanlage war auf Maximum gestellt, im Kühlschrank ein Glas Erdnussbutter, ein Stück Emmentaler und eine Flasche Bier, auf den Holzdielen drei ausgetretene Kippen. *José, 24, Wohnort Madrid*. Im Schlafzimmer hing das Bild jetzt kopfüber, José war vermutlich ein Witzbold. Ich war froh, ihm nie begegnet zu sein.

Zwei Stunden brauchte ich, um die Wohnung zu reinigen, sie zu befreien, die spanische Jugend aus den Ritzen zu kratzen. Danach öffnete ich Josés Bier, setzte mich ans Fenster und sah hinaus auf die Spree. Es war Mitte April, der Fluss

noch ein Fluss und keine Partystrecke. Spätestens in sechs Wochen würden die Techno-Dampfer hier entlangfahren, mit ihren Lasern über die Wand meines Arbeitszimmers tasten. Auf hysterische Junggesellenabschiede würde ich blicken, auf halbnackte Männer und noch nacktere Frauen, die dies für die beste Zeit ihres Lebens hielten und damit wahrscheinlich recht hatten. Eine Tatsache, für die ich zunehmend Mitleid empfand.

Als ich in die Bar kam, war Martha noch nicht da. Überhaupt niemand war da, bis auf einen Barmann, der die Gläser polierte und den ich nie zuvor gesehen hatte. Martha hatte den Ort, ihre ehemalige Stammkneipe, vorgeschlagen, ob aus Hilflosigkeit oder Sentimentalität, wusste ich nicht. Es schien mir ein Leben her zu sein, dass wir hier unsere Nächte verbracht hatten, gemeinsam mit Henning, den sie regelmäßig hatte verlassen wollen, um ihn schließlich, im letzten Jahr, zu heiraten. Gemeinsam auch mit Jon, Hennings ältestem Freund, den wir nicht hatten retten können, der sich diesen Tresen zum besten und letzten Kumpel erkoren hatte und dort sein Geld und seinen Willen ließ, bis alles aufgebraucht war. Ich dachte nicht mehr oft an Jon, wir sprachen kaum noch über ihn, wir waren überhaupt alle drei stiller geworden nach seinem Tod. Ob das Schweigen am Alter lag oder am Schmerz, ob es da überhaupt einen Unterschied gab, vermochte ich nicht zu sagen. Wir machten einfach weiter, und das Weitermachen war weniger schwer als gedacht.

Ich blickte zur Tür, durch die Martha wie ein Schatten hereinkam. Kraftlos streichelte sie über meine Schulter, bevor sie sich mit einem Stöhnen setzte. Mich hatte sie kaum angesehen, nur die Flaschen an der Wand.

Martha ging bloß noch aus, wenn es dringend nötig war, wobei diese Notwendigkeit stets von innen kam, nie von außen. Das Außen hatte sie längst nicht mehr nötig. Seit über

einem Jahr war sie immer wieder schwanger, in der vierten Woche, in der sechsten, der achten, danach, nach den Abgängen, gingen wir trinken, bevor alles von vorn begann. Dass sie sich während dieser Hormontorturen kaum verändert hatte, machte sie mir fast unheimlich. Martha war das stärkste Pferd, das ich kannte. Gingen wir in den unbefruchteten Wochen etwas trinken, bestellte sie nur das Teuerste, meistens pur.

Wenn schon, denn schon, sagte sie, und war meistens nach drei Gläsern blau. Eine Veränderung, die mich immer noch verwirrte, zu Beginn hatte ich mich von Martha regelrecht verlassen gefühlt. In diesem Alter, in dieser Lebensphase, zu der ich keinen Zugang fand, gab es immer weniger Freunde, die aufrecht neben mir am Tresen sitzen bleiben konnten. Meine Nächte waren so lang wie anderer Leute Tage. Wir lebten asynchron, auf meiner Spur hörte ich kaum noch jemanden, und die wenigen, die ich traf, machten mir Angst. Es waren Verlorene, die sich an meiner Wade festbissen.

Martha hatte einen achtzehn Jahre alten doppelten Whisky bestellt und drehte sich erschöpft zu mir um. Wir hatten uns seit über einem Monat nicht gesehen, nicht miteinander gesprochen. Das war nicht ungewöhnlich, ich war ständig unterwegs, sie immer zu Hause, wir mussten uns längst nicht mehr versichern, dass wir aneinander dachten. Wir waren da und würden bleiben. Wie alte Männer in der Stammkneipe neben dem Werkstor saßen wir zusammen und schwiegen. Ich bestellte mir ein Bier, ein großes. Es versprach ein langer, ruhiger Abend zu werden.

«Was wolltest du in Rom?», fragte sie schließlich.

«Nur so», log ich. «Alle paar Jahre denke ich, es könnte helfen, religiös zu sein. Dann setze ich mich einen Tag lang in jede Kirche, die mir unterkommt, und stelle mir vor, wie viel besser es wäre, könnte ich an Gott glauben. Ich sitze da, um mich herum Stille, Dunkelheit, diese feuchte Kälte,

an den Wänden die Kreuze und Fresken, dieses ergebene Leiden, als hätte doch alles einen Sinn. Ich bleibe sitzen, manchmal Stunden, weil ich weiß, sobald ich rausgehe, zerfällt mir wieder alles.»

«Du bist nach Rom gefahren, um dich in eine Kirche zu setzen?»

«Es gibt nirgends so viele Kirchen, eine besser als die andere, und in jeder Ecke hängt ein Caravaggio. Wenn du 1 Euro in den Automaten wirfst, geht das Licht an, und du kannst den Caravaggio sogar sehen. Außerdem habe ich jetzt erst die Nonnen verstanden. Bei den Italienern sieht Jesus völlig anders aus. Nicht der leidende, ausgemergelte Typ wie bei uns, nein, der hängt da muskelbepackt am Kreuz. Geradezu lasziv. Für so einen Mann geht jede ins Kloster.»

Ich redete vor mich hin, um ihr Zeit zu geben. Außerdem wollte ich über den wirklichen Grund meiner Reise nicht sprechen, etwas daran beschämte mich, zumal es nicht um mich gehen sollte, nicht heute Abend.

Sie bestellte einen weiteren Whisky und sagte immer noch nichts.

«Was ist los, Martha?»

«Erzähl mir erst, was du wirklich in Rom wolltest, außer Jesus anzuhimmeln.»

«Gar nichts wollte ich in Rom. Ich wollte», gab ich zu, «eigentlich nach Bellegra, eine Stunde weiter südlich.»

Fragend sah sie mich an.

«Ich wollte zum Grab meines Vaters.»

«Dein Vater ist tot?»

«Nicht der. Der andere.»

«Du hast so viele Väter, dass ich nie weiß, von welchem du sprichst.»

Martha übertrieb. Es gab im Wesentlichen nur drei. Den guten, auch genannt *Der Posaunist*, den bösen, auch genannt *Das Schwein*, und den leiblichen, genannt *Der Jo-*

chen. Meine Mutter war so früh mit mir aus seinem Leben verschwunden, dass er zu einem netten Onkel verkommen war, dem gegenüber ich mich möglichst höflich verhielt. Hin und wieder traf ich ihn zum Essen. Etwas anderes als Mitleid hatte ich nie für ihn empfinden können. Nicht einmal, als meine Mutter das Schwein ehelichte, das in nur zwei Jahren eine derartige Verwüstung in meiner vorpubertären Seele anrichtete, dass ich mich für alle Zukunft mit allerlei psychischen und sexuellen Defekten durchs Leben schlug. Der einzige Lichtblick in diesem Jammertal der Männer, durch das meine Mutter mich gezerzt hatte, war der Posaunist gewesen. Ein spielsüchtiger Italiener, ein Macho von umwerfender Attraktivität, der mich auf seinen Schultern durch die gute Hälfte meiner Kindheit trug und den ich wie verrückt geliebt hatte.

Ich sagte also: «Der Posaunist.»

«Und der ist in Bellegra begraben?»

«Dort kam er her.»

«Wart ihr mal da?»

«Nein, er wollte nie dorthin zurück.»

«Das tut mir leid», sagte sie.

«Ja, mir auch.»

«Nein, ich meine, dass ich dich jetzt davon abgehalten habe.»

«Ich habe mich selbst zehn Jahre lang davon abgehalten und in Rom noch mal drei Tage. Das ist das Gute an einem Grab: Es wartet.»

«Ja», sagte Martha und sah in ihr Glas. «Ja. Deswegen habe ich dich angerufen. Also ungefähr deswegen. Mein Vater», sie nahm einen tiefen Schluck, «ist ein verdammtes Arschloch.»

«Ich weiß», sagte ich, «das hast du schon mal erwähnt.»

Marthas Vater hatte sich die ersten dreißig Jahre ihres Lebens dadurch ausgezeichnet, dass er nie dagewesen war, auch nicht, wenn sie ihn brauchte. Erst recht nicht,

wenn sie ihn brauchte. Sie hatte mir Geschichten aus ihrer Jugend erzählt, die grausam waren. Dieser Vater war ein Schlag ins Gesicht. Die Mutter hatte ihn früh verlassen, woraufhin er sich ein paar Jahre lang betrank, bevor er ein zweites Mal heiratete und Martha im Zuge dieser Ehe fast vollständig vergaß. In diesem Punkt glichen sich unsere Kindheitsgeschichten, auch wenn wir grundverschieden damit umgingen. Martha wollte, nach zahlreichen gescheiterten Fluchtversuchen, nun um jeden Preis eine Familie gründen, um alles besser zu machen, um es überhaupt zu machen, glücklich werden, es durchziehen. Mir hatte die Kindheit und mehr noch die Jugend jede Sehnsucht nach Familie so gründlich aus den Knochen getrieben, dass schon die Aussicht darauf Beklemmung in mir auslöste.

In den letzten Jahren, seitdem ihr Vater alt und Witwer geworden war, hatte er Martha einmal in der Woche angerufen. Seit seiner Krebsdiagnose zweimal in der Woche. Sie habe inzwischen wahrscheinlich tausend Stunden mit ihm telefoniert, und fünf davon seien es sogar wert gewesen. Es hatte Aussprachen gegeben, Wahrheiten und Entschuldigungen, sogar Liebesbeteuerungen. Seinerseits, versteht sich.

Eigentlich sei er doch kein so schlechter Kerl, hatte Martha einmal zu mir gesagt. Er habe es eben auch nicht leicht gehabt. Wenn man erst einmal wusste, woher jemand kam, welche Kämpfe er gewonnen und mehr noch, welche er verloren hatte, dann war der Kanal offen, und die Liebe rauschte hindurch.

Das Problem blieb bloß: Was fing man nun miteinander an? Nachdem man sich alles gesagt hatte? Am Ende saß man in aufgeräumten Verhältnissen, trank gemeinsam Bier und faselte über die politische Lage. Mit ein bisschen Glück genoss man das gemeinsame Schweigen.

«Bis zu seinem letzten Tag denkt er nur an sich», sagte Martha. «Das Dumme ist, dass er meine Hilfe dazu braucht. Gestern Morgen ruft er an und erzählt irgendetwas von *alles geregelt* und so. *Ich habe jetzt alles eingetütet*, sagt er, *ich habe grünes Licht*. Er kommt mir mit Püppi und: *Eine letzte Bitte*. Und: *Das kannst du doch deinem kranken Vater nicht abschlagen*. Ich meine, klar, wer kann schon eine letzte Bitte abschlagen. Danach ist wenigstens Schluss.»

Ich verstand nicht, was sie mir zu erzählen versuchte.

[...]